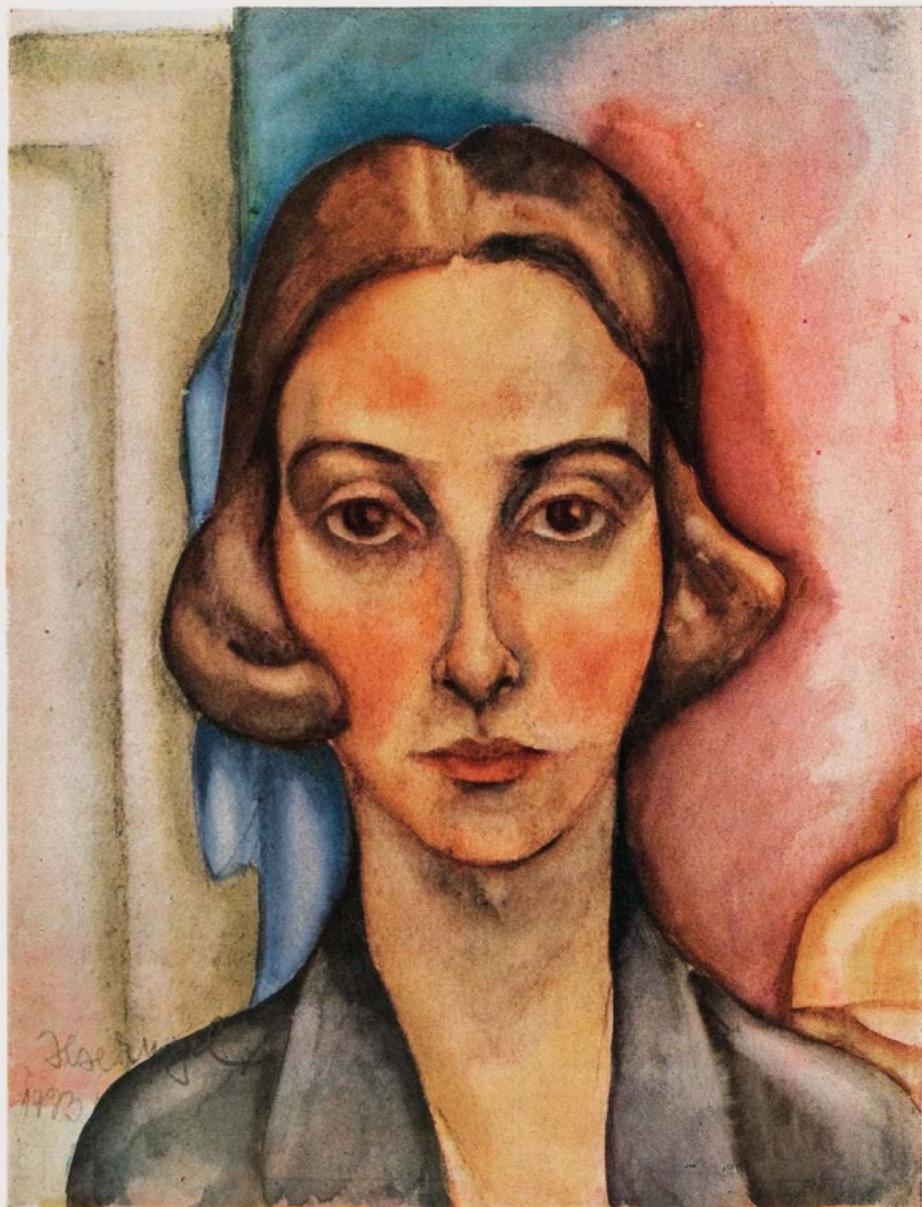


J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 47



Mädchenbildnis

Gerichtstag unter Bomben

Novelle von Max Bittrich

Wo des Schwarzwald Höhenzug gen Süden bereits schon abgeklungen ist, rafft er sich noch einmal zu schroffer, schweremütig gefärbter Höhebene zusammen. Im Hauensteiner Gebiet legt er ein herbos Bollwerk vor sein abgeklärteres Reich.

Spärlicher, weniger nabbares Land ist hingetümt. Bäche drängen hoch und veratzen, hält man am Besitze der Mähäl fest; an einem Besitze zugleich, den sich die Menschen einst in blutigen Kämpfen gegen übertrieben karge Juteilung des ohnehin steinigen Erdbereichs gesichert haben.

Manche wirtschaftliche Bedrängnis hat sich auch später gemeldet. So hat der elektrische Strom die Notrufe vernommen, der nun in Höhenhöfen, unterm Erdbach, Maschinen treibt, sie Erdenbänder weben läßt, damit bäuerlicher Hand Aushälsernte gibt.

Vom großen Berke aber weiß die Landschaft bis heute wenig; der Schienenstrang schiebt sich vor Hingabe an schwer zu bewältigende Höhen und auszunehmende Höhen.

Eigene Boden atmet eigene Kühle, ein eigenes kühles Anflitz taucht mitunter auf, mit dem Felde sind besondere Saat und Ernte verbunden. Gleicherweise ledert die Liebe in eigener Farbe, und gar der Haß. Klimgat die Überlieferung sehr märchenhaft, wozu das laubere „Prozessbelle“ eines Dorfes einfach beim Gastwirt der Gerichtsstadt verbracht geblieben sei? Warum das Parade-Köffe auf Heimwegen abmühen, so oft hin- und herstreppen — „Gottverdamm!“

Dem jungen Bauernsohn Gregor Albus sah der Hühkopf zwischen tüchtigen Schultern.

Im Herbst des vorletzten Kriegsjahres schürten Liebesgedanken lauernde Blut im Dache. Herbstliche Feldarbeit war verrichtet, es lahmte die Webedei. Das Land ruhte dem Winter entgegen. Junges Blut konnte ungeföhrt ersehnten andern nachhinken, Gregor Albus seiner einstigen Schulkameradin Sibylle Müller, die jetzt in Frierstunden, Arm in Arm in der Kette der Freundinnen, gern durch das abendliche Dorf zog, feiner sang als die anderen, jubelnd und gedämpfter.

Nach einem solchen Kundgange trug Sibylle ihr offenes Gesicht einm durch das Mondlicht. Gemüt und Gefühl waren aufgeföhrt, wollten noch keinen Schlaf. Sie lief das weißschichtige Dorf auf und ab, sah zu sich hinüber, und sann doch halb benommen in die Zukunft, in der sie einen Blütenzweig vom Baum der Liebe würde berechnen können.

Gregor Albus kam ihr in den Sinn, daneben Fabian Niedmattler, dessen Berke aus elfstüchtem Kriegsgebiet, an seine Mutter, Sibylle heftig untrasteten. Zwei Burfschen aus dem Wälderwolle, ungezähmt, verteuftig reizbar, dabei unweidrossen fleißig hinter Pflug oder Weisfuhl.

„Sibylle!“

„Das Wort scheinste sie aus ihrem Verjunkten sein.“

„Ja, der Gregor unterwogel!“ Betroffen blühte sie nach ihm.

„Ist unterwogel und entdeckt, wie Sibylle Müller das Bestium ihres lieben Fabian umkreicht. Hast keinen Schlaf, Sibylle?“

„Es wird noch tun, bis der Hohn kräbt.“

„Ist nächst gern in der Luft vom Niedmattler-Fabian, sogar zwei, drei Tage, bevor der Ulkauer einfehrt?“ stübelte er hartnäckig.

„s ich e Sie, es ich Lei E!“ suchte sie ihn mit dem Liede zu beruhigen, das der alemannische Dichter ihrer eigenen Heimat gesungen.

„Fabians Mutter hab' ich gern, Gregor.“

„Vielleicht, weil ihr der Eohn auch für eine gewisse Sibylle Müller Grüße aufträgt.“

„Wieso muß ich dir Rechenenschaft ablegen, Gregor?“

Er drängte sich eng an sie. Was in ihr gäre, sich gegen ihn empörte, wollte er wissen. Echon während der Schulzeit, so schwärmte er, habe er sie als liebste Kameradin geschöft. Seitdem habe er auf sie gewartet, nur auf sie.

„Ich mein', du häßtest seitdem vielfach anderwo in jungem Betrede grängt. Mir jedoch hältst du den Gang unter nächstlichen Himmel vor.“

„Der Gang am Hause Fabians! Doch ich denf“, du schenkst mir noch volle Kost, keinem andern, wenn heute nicht, dann morgen.“

Sibylle entfärbte sich.

„Der müßte gegen werden, der wäch mit Gewalt nähme!“

„Dhal!“

„Ich gehöre zu den Bewächten, die niemand knebelt zu ihrem Gedehen. Sonne und Licht müssen um mich sein.“

„Die die nur Fabian schaffen kann, meinst du.“ Eine Hühwelle durchflog ihn. „Deinem Fabian hängt' ich noch einen gepfefferten Denktettel an. Müßt Jetermiedel schreien. Her zu mir, Mädel!“

„Ehe er zupacken konnte, warf sich Sibylle heftig herum.“

Bestigelten Schrittes wandte sie sich heimwärts. „Laß mich!“ wechete sie ab, während ihr Verfolger ungestüm nachdrängte.

„Haben will ich dich. Jedes Mittel ist mir recht, jedes.“

„Och' heim, schlaf wohl!“ Damit entschwand ihm Sibylle.

„Schlafen? Das könnte auch gefallen. Die Augen will ich offenhalten.“

Am Sonntag nachmittag, der auf wenige Tage beurlaubte Musiketer Fabian Niedmattler spä mit seiner Mutter im fargen Consenschein vor dem Hause, ließ sich Sibylle bei ihnen nieder. Sie schauten über das hügelide friedliche Land zu Bächen, Schluchten, Schwächen in verfallene Ferne, plauderten zwar vom Kriege, doch Sibylle meinte dabei das Verlangen Fabians nach ihr zu spüren in seinem sehnsüchtigen Lob der Heimat wie in seinen Blicken. Ehemals überschäumend, war er in Kriegsgrütern still geworden. Sein Verbalten atmete Ergebung. Sein verändertes Wejen erschütterte Sibylle. Im Nachklang seiner Kriegserlebnisse fühlte sich Fabian heute von Sibylles mädchenhafter Art wie aus Märchenland gegröhft.

Seine alte Mutter, schwerhörig, lauschte der Augensprache, verstand sie. Ist schon reht! dachte sie. Den Eohn würden nach kurzer Ulkauerfrist neue, helle Eimmerungen an die Heimat treulich begleiten, laben, ihm Schwung lehen für den Siegeslauf.

Die Mutter erhob sich, begab sich in die Stube, das streife schwarze Sonntagsgewand abzulegen. Der Abenddienst im Stalle lief.

Fabian tat den Arm weich um das Mädelchen, und Sibylle düdelte die zarte, sühene Annäherung des fröhler so befuernten Mannes. Geheimne Freude sollte ihn in Würfel blutiger Heide begleiten. Der Wunsch Sibylles entsetzte sich mit dem seiner Mutter.

Als Fabian neben der Mutter beim Nachtessen saß, fragte sie ihn, was er von Sibylle halte.

„Mir ist bei ihr, als schmeckte ich im Schnee bereits den Frühling.“

Draußen, unter freiem Himmel, entlad sich in gläcker Stunde die Eiferlust eines zertiffenen Hezens.

Gregor Albus hatte Sibylle aufgelauret.



Garten im Herbst

Julius Hüther

Vor ihm tue sie zimperlich, schrie er, allein den Nebenbuhler umkreise sie fleißig gleich einer Besessenen. „Cauter!“

Er habe die Sinne verloren, klagte die Überfallene.

„Möglich!“ leuchtete er bebend, unbeherrscht. Kaltblütig wollte sie ihn demütigen. Doch er sei jetzt zu allem fähig. Ein Unwetter maßloser Drehungen setze über Sibylle und über Fabians Dach.

„Zu allem fähig?“ begehrte sie auf. „An uns vordringen möchtest du dich? Was hat Fabian verbochen! Im Elternhause will er sich vom Kriegsweg erholen, das auch du kennen gelernt hast, wovon mir recht ist.“

„Fabian, immer dein Fabian!“

„Laß deine Hand von ihm!“

„Die Lust wird ihm vergehen, unserreim ins Obenge zu laufen. Euch will ich die Saat zertrampeln, abfangen will ich sie euch!“ drohte er, maßlose Rachsucht, der Jammernden.

So schwellte das Verderben, das in der Nacht vor Fabians Abreise im Dorfe aufblühen sollte.

Mutter und Sohn wurden aus dem Schlaf geschrien. Vor dem Holzhaufen rampte die Dorfbevölkerung zusammen, denn Hilferufe durchhallten den Ort.

„Feuer! Feuer!“

Den Bedrohten flogen die Glieder. Notdürftig bedeckt, hasteten sie ins Freie. Aber Scheuer und Stall brannte das Dach. Brüllend jagte das getriebene Vieh im Garten umher, Dorfbrände kläfften. Wasserbübel wucherten von Hand zu Hand, aufopfernd kämpfte die Wehr.

Als Fabian am Morgen abmarschieren mußte, war sein Lebe der Vernichtung entzissen. Nur des Stallflügels schwarzes, verholtes Gebälk zeigte von der überstandnen Gefahr.

Vor dieser Stätte des Grauens rächte Fabian der Mutter die Hand zum Abschied. Freunde versprachen ihm, ihr gemeinsam beim Aufbau

zu helfen, trösteten die gebückte Frau, damit sie dem Sohne die Trennungsnatte nicht durch laute Klage vertiefe.

„Er kehrt bald gesund heim, euer Fabian.“

„Wohl, wohl!“ besänftigte er.

„Ich will dich an Weihnacht wiederschen!“ tief ihm Sibylle an der Dorfgränze nach.

„o la si, 's la au nit sil!“ Weir schaut in die Zukunft!

Hinter dem abgebrühten Mustertier wurde über die Brandursache verhandelt. Die Untersuchungskommission erschien. Bauerjohann Agidius Uslin gab dem Verdacht als erster bestimmte Richtung: Nadsis, an der Stalltür, hat er Gregor Albäg mit Sibylle streiten hören. Während hat Albäg gedroht, er fühle sich zu allem fähig, wolle die Saat Fabians zertrampeln, abfangen. Sibylle Müller, so mutmaßte Jungs Uslin, könne wohl bestimmter ausagen.

Auch wollte die Magd Maria Badisweiler am Kammerefenster vor einem Schatten erschrocken sein, der in der Unglücksnacht lautlos im Dorfe geisterete, und dieses geistesliche Bild habe, sie lege gleich die Hand dafür ins Feuer, Albägens breite Gestalt angenommen.

Schließlich verarbeitete mancher Seidenbandweber jetzt weniger Seidenfäden als Hanf, um einen bestimmten Abeläter in fester Schlinge zu fangen.

Das förmliche Verfahten kam deunten in der Gerichtsstadt bald in Gang. Schwarzes Gewölk hatte sich um Albäg gesammelt und das Dorf ruhte: Sibylle Müller, die verhärtet schweigende, von ihren schönen Liedern verlassene, würde verurteilt sein, den Weidengang angustreten, um im Gerichtssaal, unter Eid, ihren Bekannten am meisten zu beschuldigen.

Der Krieg hatte sich zäh in die Erde vergraben, nagte, zehrte, brauste auf: Gefährdungen zog, der Flieger streute Vernichtung auf sträfliches deutsches Land.



Herbstgeschenke

Ferdinand Spiegel



Landsknechte

Heinz Landgrebe

In einem klaren Tage, „Fliegerwetter“ sagten die Bewohner des öfter heimgesuchten Landstrichs, war das Gericht versammelt, um in Emden Gregor Albiß wegen vorsätzlicher Brandstiftung zu urteilen.

Angelagter, Sie waren als arg jähzornig bekannt, wenn auch manches Zeugnis für Sie spricht. Bevor das Feuer in Niedmatters Anwesen ausbrach, haben Sie, wie bei früheren Handeln, mit dem roten Hahn geredet. Augten Sie sich?

„Man redet manches Wort übereil hin, ohne an die Tat zu denken. Ich bin im Arger so benaturt.“

„Also dürfte Ihre Natur diesmal die erlaubten Grenzen weit überschritten haben. Sie sollten Ihr Gewissen durch freiwilliges Geständnis erleichtern. Vielleicht wären mildernde Umstände vorhanden. Wie Sie wissen, haben wir einige wichtige Belastungszeugen, vor allem Zeugin Sibylle Müller. Hat Eifer sucht Sie ins Verbrechen stürzen lassen?“

Albiß verneinte die Schuld.

Angelagter, Zeugin Müller wird die Hand zum Schwur heben, nach besten Wissen auszusagen müssen, was Sie ihr gegenüber nachts auf der Dorfasse gauselt haben. Wollen Sie durch fortgesetztes Verneinen die volle Schwere des Vergehens herausfordern?“

Albiß schwieg.

„Werden wir den Zeugen Ablin vernommen, der Ihre Drohungen bis in seinem Hof gehört haben will. Nachher soll Zeugin Müller auszusagen. Gerichtsdienner —“

Tosendes Geheul drang heran. Tausendstufen schleuderten ihr heiseres Brüllen in Straßen und Gassen, warnten, mahnten zur Flucht in bombensichere Unterstände. Alle Augen im Verhandlungssaal suchten die Fenster, den Himmel. Vor der Lüre entstand Lärm. Unruhe zwängte sich in den Saal.

Abwehrgeschosse ballern dumpf. Luftschrauben beginnen zu singen, flügende Motoren lassen ihr Geheul anschwellen.

Zeuge Ablin ist vor den Richterstuhl getreten, während sich die in den Reihen geschleuderte Kriegswolke heranwälzt. Der Hörertraum ist

lebendig geworden, fluchtartig sammelt sich die Menge am Ausgang. Deutlicher lärmten Flugzeuge.

Kurze Bemerkungen zwischen Richter und Staatsanwalt.

„Wied beschlossen eine Pause von einer halben Stunde eintreten zu lassen. Gerichtsdienner, Sie führen Angeklagten und Zeugen in den Keller. Auch alle übrigen Anwesenden sind aufgefordert, sich gleichfalls zu sichern.“

Polsterer suchten die „Kriminalstudenten“ den Korridor, einige lächelnd, sie wollen furchtlos erscheinen, andre geduckt.

Auch wer zu Gericht sitzt, Angeklagter und Zeugen eilen neben hohen Fenstern des Treppenhauses dem Hausflur, damit dem Eingang aller fester Gewölbe entgegen.

Sibylle Müller, der ohnehin aufgepeitschten, versagt der Atem, versagen die Beine während der Flucht. Sie muß am Pfeiler lehnen, Gerichtsdienner Tröndle springt ihr hilfsbereit bei.

Ein Fliegergeschloß stürzt, wirft unter Phosphorgeräusch. Das Gerichtsgelände hebt, die Fenster zittern.

Und wieder schießt eine Bombe heulend herab, singt im Sturz höher und höher, schlägt an das Dach, in den Hof, zerstreut in giftigen Dunst. Fliegergeschloß treffen die Wände, Fensterheber klirren und sprühen in das Gebäude, erreichen wehneloses Leben. Sibylle schreit auf, Tröndle wankt, zwei Blutende halten sich. Zeugen, von Schreck sinnlos hin- und hergetrieben, stürzen auf die Dpfert, schleppen sie mit.

Sibylle sinkt wimmernd auf die Kellerstufen, Tröndle beißt die Zähne zusammen. In die bunt durcheinandergewirfelte erschreckte Menge ist neues Grauen gefahren.

Das Blut Sibylles strömt unaufhaltsam über Gesicht und Kleidung. Ihr Leben scheint gefährdet.

Und Kriegsmor, kurz hintereinander durch mehrere Flugzeuge herangetragen, schwebt weiter über Straßen und Dächern.

„Herr Landgerichtspräsident, ich will am Telefon sofort Arzt oder Sanitäter rufen!“ meldet Gerichtsschreiber Sauter und springt bereit dazu, zur Fernsprechzelle.



Aus Lindau im Bodensee

Georg Pevetz

Durch die verlassenem, menschenleeren Straßen, über denen nach Beute jagende bestesende Schrapnells weiße Wölkchen an den heißen Himmel turpen und Kugeln gegen die Fliaze austreuen, faust aber inzwischen bereits der Angeklagte Gregor Albüs.

Geschloßzimmer, Maschinengewehrkugeln, Jügelbecken bedecken ihn, ohne ihn um sein Leben ernstlich bangen zu lassen. Ketten will er, Sibylle Müller bestehen.

Er trabt an raschen Sanitätswagen vorbei und an Männern, die zum Sanitätodienst geböden. Dem Apotheker Thoma erklärt er, der unbeeobachtet dem Oberst entwischte, Anlaß der Eile, Not und Wünsche, Flaschen und Päckchen raßt er zusammen.

Atemlos, man hat ihn kaum vernimmt, springt er in den Keller.

Sicher betätigt er sich, mildert gefaßt, reinigt, verbindet.

Da erscheint auch der Arzt, von einer anderen Unglücksstätte herbeigewillt, untersucht.

„Wer hat den Nothverband angelegt?“ fragt Dr. Moratz.

„Der Albüs.“

„Nicht evidently gemacht! Sind angeleitet?“

„Mitglied der Sanitätler in unserem Dorfe.“

„Holen verständig zugegriffen. Was ist mit Ihrem linken Arm? Verletzt?“

„Im Feld gleich nach Kriegsbeginn Schuß abbetommen, Herr Doktor. Einwas freß gelieben.“

„Art und Geschwörtschender beraten.“

„Beide Fälle dürften wenig bedenklich sein. Die Blutung werden wir bald gefüllt haben. In übrigen mehr Nervenschod!“ erklärt Dr. Moratz.

„Dürfen wir hoffen, die Zeugin heute noch vernehmungsfähig zu sehen?“

„Ich glaube, nach einer ruhigen Stunde würde der Einnahme nichts im Wege stehen. Auf Wunsch halte ich mich bereit.“

Die Stadt war von der lärmenden Welle des Kriegsgewitters befreit. Einige verwundete Menschen, ein paar zerschossene Bauten zeugten von dem Ubersfall.

Im Gerichtsaal saß die Hauptzeugin, mit verbundenem Kopf, neben Dr. Moratz.

„Wir schreiten gleich zur Einnahme der Zeugin Müller, um sie nachher sofort entlassen zu können, ihrer Verletzungen wegen. Zeugin Müller, Sie werden unter Eid aussagen müssen. Wichtigkeit und Heiligkeit des Eides sind Ihnen bekannt?“

„Ja.“

„Angeklagter, noch einmal: wollen Sie der Zeugin, der Sie heute schon anderen Beistand geleistet haben, auch die heutige Stunde erleichtern? Zeugin Müller würde sich, wie Sie wissen, etwa schwerster Verfahe aussetzen, wenn sie uns um Sie zu schonen, die reine Wahrheit verschwiege. Sie sollen sich nichts, noch am Abend vor dem Brande, verächtlich geäußert haben. So auch gegenüber dem Sohne der Brandgeschädigten.“

„Ivar liegt Musketier Fabian Niedmarter seit Monaten im Lazarett, nicht vernehmungsfähig, aber seine Mutter wie Zeugin Müller wissen von ihm Ihre Drohungen. Wollen Sie selbst gestehen?“

Des Angeklagten Blut ging von Nichterzöhe zur Zeugin. Die Augen trafen sich, unübere des Mannes und gemarterte des Mädchens. Albüs fühlte die stumme Predigt Sibylles, ihr Dalderum, ihre Angst



Aus Mittenwald

Adolf Bürger

vor dem nahen Zwang, ihn zu belasten. Und er hatte doch Sibylle lieb.
„Angeklagter, Sie müssen reden. Haben Sie überhaupt Verwünschungen ausgestoßen?“

Albüß nickt.

„Und bekennen sich jetzt auch schuldig zur Tat? Was hat Sie aus dem Gleichgewicht gerworfen? Sie haben die Sibylle Mütter von der Schulzeit her gekannt —“

„— und gern gehabt!“ ringt es sich aus dem Munde des Angeklagten.
„Nun, und weiter?“

„Wehr, als sie selbst weiß, hab' ich die Sibylle gern gehabt. Immer hat sie mit zu schaffen gemacht“, gesteht er stöckend. „Keinen andern hab' ich sie gegnügt, keinem. Der Verstand ist mir durchgegangen.“
„Sie wollen behaupten, ohne Überlegung gehandelt zu haben, als Sie an das Besitztum der Mutter Ihres vermeintlichen Nebenbuhlers Feuer legten.“

„Gregor Albüßens Jäger sind wichtig geworden. Nun hat er Liebe und Schuld gefunden. Der Anblick Sibylles, der zusammengeknünten, überwältigt ihn gleich der Gewissheit langer Freiheitsstrafe.“

Das Urteil ist gesprochen, die Verhandlung geschlossen.

Vor dem Gericht zum Bären am Marktplatz hat Kunz Albüß sein Bauerntögelehen halten lassen, bereit, den Bruder Gregor für die arbeitsreichen Centenwochen heinzuziehen, bevor er hinter Mauern wird büßen müssen.

Bede sinnen im stillen Glastübchen den Aufgaben naher Jahre nach, als, vom Archibauß her, Sibylle über den Markt schreitet. Da klopf Kunz, zuckt, springt hinaus.

„Sibylle, du denkst doch nicht etwa daran, von der Bahnhstation aus deinen stundenlangen Weg allein abzulaufen? Unmöglich für dich in deiner

Verfassung. Steig' mit auf unser Fuhrwerk, wir haben das gleiche Ziel. Was das Gericht verfügen magste, ist gesagt. Was geschehen wird, wenn Gregor später, nach seiner Strafreise, abermals bei uns im Dorfe einkehrt, wer will das prophezeien! Er hat sich schwer vergangen, hat seine Strafreise weg. Komm mit uns heim!“

Sibylle, bewegt, blüht stumm.

„Ja, was! Trink einen Schluck mit uns, steig nahsicher mit uns auf.“

Sibylle zögert noch.

„Schon deiner Verwundung wegen solltest du ungefährdet heimkommen, unsern Bestand in der Nähe behalten. Können wir uns später im Dorfe dauernd ausweichen? Unmöglich!“

„Der Verurteilte, und die Feigen daneben!“ wendet sie ein.

„Gregor weiß, was Eidspflicht ist“, nimmt Kunz einen neuen Anlauf.

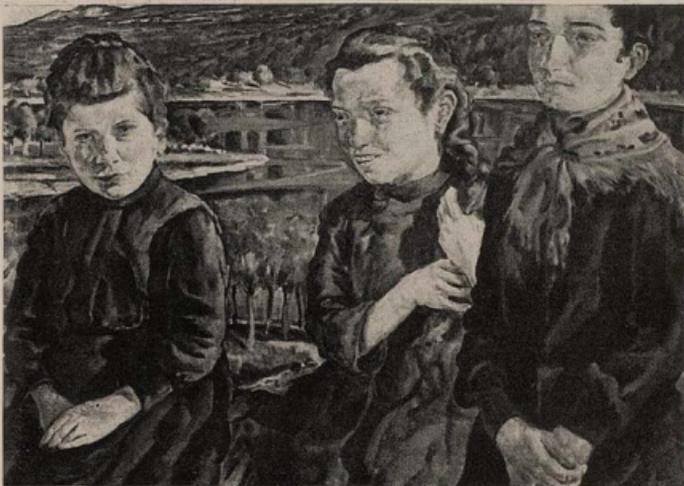
„Fahr' mit, Sibylle!“ —

In der Dämmerung ziehen die Kasse den Wagen mit drei Menschen aus der überfallenen Stadt, durch stille Sommernacht trotten sie. Am fernen Himmel huscht Lichtschein, schwindet, taucht neu auf in regellosem Spiel. Vielleicht fühlt sich irgendwo gelassen das Wetter; vielleicht flackert der Widerschein des Kriegs am gestirnten Zauberreiche.

Durch Farnkraut und Erfa mühen sich die Wäule im lauen Dunkel, durch Lannen und Nichten, vorüber an Wiesengrund, wo Nachtkäfer suchen, glühende Männchen über dem Grunde schweben, auf dem Gespinnntzen, küßend, ihr Lämpchen entzündet haben.

Wieder, wie vor dem Brande, als Sibylle wußtward neben Fabian geiffen, will heute reiches Gefühl neben Trost verlangendem Blute. Das strahlige warme, nachsichtige Herz ist verhalten unvorüber, fällt sich aufs neue in derenigem Gestrüpp, ohne noch hellen Answeg zu entdecken.

Schwebendes Feuer im Wiesengrunde, wieviel Welten mit Scheiterhaufen und Fabian liegen zwischen dir und bestürmter Seele!



Schwestern

Julius Hüther

DER STACHEL

VON OTTO VIOLAN

Sieben volle Wochen war es dem alten Craiks schlecht, ganz erbärmlich schlecht gegangen. Etwas Tee, hier und da ein Stück Biskuit, das man in Wein oder Milch tauchte, Kompott und dünngehackter Schinken — das war alles, was sein elender Magen noch vertrug. Hustend, röchelnd und spuckend hatte er seine Tage im Lehnstuhl verbracht oder er war, unheimlich still, im Bett geliegen und hatte regungslos aus halb verglästen Augen zur Decke aufgestarrt.

Dann war die Krisis gekommen.

Craiks hatte im Fieber polternde Auseinandersetzungen mit den Metteuren und Sektoren. Im Geiste war er durch die Räume der Druckerei geschritten, die er einmal besessen hatte. Und wie vor gut zwanzig Jahren, so bracht' ihn auch in seinen Fieberphantasien jetzt jeder falsche Einzug und jeder kleinste Fehler im Litzschuß zum Loben.

Craiks hatte die Reise überstanden und nun saß er wieder, noch ein wenig schwach und eingesenken, in seinem breiten, gepolsterten Rockstuhl, ließ sich die Sonne auf den Rücken scheinen und sah blinzeln nach seinem Entel, der neben ihm im Gras hockte und aus Wasser, Lehm und kleinen Steinen allerhand seltsame Figuren formte.

„Ihm — was soll denn das sein, Jack?“ erkundigte er sich bei dem Knaben und betrachtete einen braunen Klumpen, der nur sehr annähernd einen Menschen darstellte.

Jack blickte gekränkt und verwundert auf: „Aber Dpapa — das bist doch du!“

Der alte Craiks lächelte. „Du irrst dich, Jack! So wohlgenährt habe ich früher ausgesehen. — Außerdem hast du die Nase zu schön gemacht. Du mußt einen größeren Kiesel nehmen!“

Im Garten wurden Schritte laut. Schon von weitem hörte man James Potts casselnden Atem. Keuchend schob er sich auf dem geliebten Weg vorwärts und mochte endlich mit einem Seufzer neben Craiks' Stuhl halt. Pott, der um acht Jahre jünger war, sählte immerhin einundsiebzig und das Gehen fiel ihm schon schwer. Er ließ sich nun neben seinem Freund nieder und sah ihm eine Zeitlang schweigend ins Gesicht.

„Was eine verdammte böse Geschichte — wir, Bill?“

Craiks nickte.

„Na, jetzt geht es die aber Gottseidank wieder besser?“

„Gottseidank“, wiederholte Craiks. Er blinzelte Pott an. Sie beßen mit Pott, diejen Fuchs, an den Leib, um mich anzuholen, dachte er. Und er küßte sich innerlich zum Wiederstand.

James Pott, der Fuchs, käuferte sich die Rechte frei. „Jetzt heißt es aber dazujehen, Bill! Keinen Wisch mit Soda mehr ... und keine Jagarren!“

„Das, jetzt ich mir auch abgeröhnen“, entgegnete Craiks. Er begriff die Bemänglung, die

James, der Jüngere, darüber empfinden mußte, daß ihm der Arzt nun diese Dinge verboten hatte, die sich Pott schon seit vielen Jahren versagen mußte.

Eine Zeitlang sprachen sie vom Wetter und von Jack, der neben ihnen weiterspielte, und dann stauerte Pott, aber weiteren Umschweife müde, direkt auf sein Ziel los.

„Hör mich an, Bill“, begann er. „Du hast eine ungewöhnlich zähe Natur und bist viel gesünder als ich. Trotzdem kann es auch dich einmal treffen ...“

„Ich bin auf alles gefaßt, James“, gab ihm Craiks zurück und dehnte sich behaglich in der Sonne.

Die Sache, die Pott übernommen hatte, schien doch schwerer zu sein, als er anfänglich dachte. Er trachtete sich wiederholt hinterm Ohr und schwing geraume Zeit. Dann nahm er sich noch einmal einen Anlauf. „Dein Glück, Bill“, sagte er, „kann sich doch nicht daran erschöpfen, daß du hier in der Sonne sitzt und Jack beim Spielen zusiehst.“

„Doch“, hielt ihm Craiks entgegen. „Nehre als das darf sich ein Mensch, der so alt ist wie ich, von Leben nicht erschöpfen!“

„Denk an deinen Sohn, Bill!“ mahnte Pott. „John geht es gut. Er hat die Zeitung und die Druckerei“, wuschte Craiks ab. Er verdient mehr als er braucht. Er hat eine tüchtige Frau und gesunde Kinder. Was will er wach?“

Aber Bill — er möchte doch seinen Betrieb vergrößern!“

„Wenn er genug Geld hat, kann er es ja tun. Ich habe nichts dagegen!“

„Dagegen! — Du verstehst mich doch, Bill! Er hat eben r ist die Mittel!“

„Dann soll er warten.“

„Ja, gr. wirst... — Aber wenn du ihn mit ein paar hundert Pfund unter die Arme greifen würdest, ginge alles viel schneller!“

„Ich?“ entsetzte sich Craik. „Ich habe keinen roten Cent im Vermögen.“

James Pott lächelte. Süßsaure und ein wenig verschmitzt, wie man es alten, verschüllten Leuten gegenüber zu tun pflegt. „Du — und kein Vermögen? — Aber Bill, es sind doch siebentaufend Pfund Esterling da!“

„Woher weißt du das?“

„Dein Sohn hat es mir gesagt. — Etch mal, Bill: ob du ihm die nun testamentarisch hinterläßt oder sie ihm noch bei Lebzeiten gibst, kommt doch auf dasselbe hinaus. Und im übrigen haß du doch die Freude, ihn glücklich zu sehen.“

„Unfsim!“ schüttel ihm Craik's das Wort ab. „Ich wiederhole dir, James: ich habe keinen Knopf im Vermögen.“

Nun wurde der andere unsicher. Fassungslos starrte er seinen Freund an. „Als du John die Zeitung übergabst, war das Geld doch noch da? — Du kannst es doch nicht...?“

Craik machte die Augen ganz klein. Um seinen Mund spielten hundert winzige Falten. „Wenn ich die siebentaufend Pfund noch hätte, James, und sie John geben würde, weißt du, was er tät?“ sagte er.

„Er würde zwei neue Maschinen einstellen, eine größere Anstalt herausbringen und bessere Mitarbeiter suchen“, erklärte sein Freund.

„Nein, James! — Er würde sein Konkurrentenblatt, die „Chronicle“, aufkaufen, die mit jeder Nachricht um einen halben Tag früher herauskommt und ihn das Leben sauer macht. Und dann würde er sich auf die faule Haut legen.“

„John arbeitet wie ein Tier, von früh bis spät in die Nacht“, widersprach ihm der andere.

„Wenn er m u gl!“

„Wie kannst du so etwas sagen?“

„Weil ich ihn besser kenne als du! — John würde sich das Leben leicht, sehr leicht machen. Aber die „Chronicle“ ist ihm wie ein Dorn im Fleisch. Wenn er, neben seiner Faulheit, nicht auch meinen Ehrgeiz hätte, hätte er den Kampf wahrscheinlich schon längst aufgegeben. Er kam die „Chronicle“ unterliegen, glaub' mir, James, ohne daß ich ihm einen Cent dazu gebe, wenn er nur will. Und er soll diesen Kampf führen, böst du! Solange sich die beiden Zeitungen in den Haaren legen, bleibt John jung. Kampf erhält den Geist frisch. Wenn John die Konkurrenz los ist, verjauert er. John soll arbeiten, und deshalb...“

Der alte Craik's verstaunte plötzlich.

James Pott hatte die lange Rede seines Freundes angehört, ohne ihn mit einer Silbe zu unterbrechen. Er billigte, als alter Staatsbeamter, Craik's Grundzüge von der Arbeit nur zur Hälfte. Und im übrigen geriet er sich den Kopf darüber, wiejo Craik's von den sieben-

taufend Pfund so unermittelt auf die „Chronicle“ zu sprechen gekommen war.

„Ja, aber was ist denn mit dem Geld geschessen?“ plätschte er aus seinen Gedanken heraus.

„Die siebentaufend Pfund“, lächelte der alte Craik's, „habe ich vor Jahren in die „Chronicle“ gesteckt!“

„Bill!“ fuhr der andere auf. „Das ist doch... — So wahr ich hier sitz, du bist kein Gentleman. Wenn du dein Geld verpfeilst oder vertruamtest, so wäre das — in deinen Jahren — eine Dummheit gewesen. Daß du es aber deiner Konkurrenz...“

„Reiz dich nicht auf, James“, unterbrach ihn Craik's. „Du wirst mir das wahrscheinlich nie verzeihen. Aber John wird es später vielleicht einsehen. Und er wird mir sogar dankbar sein, daß ich ihm diesen — Etachel seines Lebens eine Zeitlang erhalten habe.“

Der Druckfehler

„Franz trat mit Frau und Schwiegermutter eine zu rienteise an.“

Die drei Bummelanten

Drei Herren hatten nichts gebummelt. Auf dem Heimwege machten sie aus, jeder solle, wenn er nach Hause komme, tun, was seine Frau von ihm verlange. Wer es nicht tut, müsse am nächsten Abend ein Essen mit Champagner geben. — Als der erste des eheliche Schicksal betrat, schickte seine Frau: „Recht, du Bummelant! Stroh' mir alle Beinen von der Kommode herunter!“ Prompt tat er es. — Der zweite hesterte beim Betreten des Zimmers gegen das Klavier und hieb mit seinem Esparterstock darüber. „Schlag das Klavier doch lieber gleich mit dem Beil in Stücke!“ ereichte seine Frau. Er ging in die Küche, holte das Beil und tat, wie sie gesagt hatte. — Dem Dritten trat seine Frau oben an der Treppe entgegen, als er gerade mühsam hinaufgeschlichen war, und brüllte ihn an: „Fall doch die Treppe gleich wieder hinunter und brich dir den Hals!“ — „Keine Angst!“ erwiderte er überlegen lachend. „Da bezahle ich lieber das Champagner-Essen!“





Studie

Sinterhaff

Ich heiße William Shakespeare

Von William Shakespeare

Mein ganzes Leben lang war ich die Ziel-scheibe von Verspottungen. Weil mein Name zufällig William Shakespeare ist, fühlt sich jeder, den ich kennen lerne, berufen, eine Bemerkung zu machen, die entweder wichtig oder zurechtweisend sein soll. Eherlich gesagt, die Zielscheibe von Witzen zu sein, stört mich lange nicht so sehr, wie der jämmerliche Mangel an neuen Einfällen bei den Witzebolden. In den letzten zwanzig Jahren ist nicht eine einzige Blöße zu meinem Namen von den abgedroschenen Redensarten abgesehen.

Ich muß bekennen, daß mich auch die Leute leid tun, die ich kennen lernen. Stellen Sie sich nur vor, jemand würde mich bei Ihnen einführen: „Darf ich meinen Freund William Shakespeare vorstellen?“ Sie müssen ein sach legend etwas sagen!

Meine Belästigungen fingen an, als ich so weit war, eine Frage zu verstehen. Mein Fragesteller bewegte sich gönnerhaft zu mir herunter und sagte: „Nun, kleiner Mann, du hast ja einen berühmten Namen. Bist du verwandt mit dem großen William Shakespeare?“

Später, in der Schule, lasen mich wieder meine Mitschüler noch meine Lehrer jemals meinen Namen einen Augenblick lang veressen. War ich ein wenig in einem Fach zurückgeblieben, bekam ich nicht die freundliche Aufmerksamkeit, die den anderen Schülern zuteil ward. Gar keine Rede davon! Zu mir wurde immer gesagt:

„Wer einen solchen Namen trägt, sollte sich schämen, eine solche Arbeit abzuliefern.“

Nach erlangter Volljährigkeit aber begannen erst meine wirklichen Schwierigkeiten; denn unter dem täglichen Bombardement mit Banalitäten, das zu meinem Los gehört, haben mir viele Vorkommnisse größte Verlegenheit bereitet und manche haben sogar eine entscheidende Rolle dabei gespielt, nach welcher Richtung hin sich mein Lebensschicksal entwickelt hat.

Das erste Verhängnis trat sich zu, als ich als Bohrhofs-Telegraphist arbeitete. In einem Sonntag nachmittags, während ich im Dienstraum saß, erfolgte plötzlich ein heftiges Klopfen an Schalterfenster. Ich machte es auf und sah draußen eine Schullehrerin des Daches stehen, die auf der Stelle eine Fabrikakte nach New York verlangte. Ich erklärte ihr, daß ich ihre keine Fabrikakte verkaufen könne, der zuständige Beamte komme jedoch gegen fünf Uhr vor Abgang des nächsten Zuges zurück und dann könne sie eine bekommen. Sie bekam einen Wutanfall und sagte mir, daß ihre noch nie im Leben eine solche Unhöflichkeit begangen sei, und der Bahmvoestand würde schon das Nötige erfahren. Dann sagte sie: „Wie heißen Sie, junger Mann?“ Ich süßte die Eintritts hereinbrechen, antwortete aber trotzdem: „Ich heiße William Shakespeare.“

Wie ein Höllensputz war das, was nun folgte: Wollte ich sie zum Narren halten?

Glaubte ich, ich sei wichtig? Wußte die Eisenbahngesellschaft, daß sie einen Kerl angestellt hatte, der sich über die Fahrgäste lustig machte? Sie würde schon die nötigen Schritte unternehmen. Und sie tat es. Ich wurde nach zwei Wochen meines Amtes entlassen und vor ein Disziplinargericht gestellt, um den Vorfall zu erklären, was ich zur Zufriedenheit tat. Aber da die Beschwörde aus dem Vorstandsbüro gekommen war, wurde ich einer anderen Strafe zugeteilt. Jetzt konnte ich leicht lachen!

Einmal, glaube ich, wäre ich gerechtfertigt gewesen, wenn ich einen Noed begangen hätte. Meine Frau und ich waren spät abends in Buffalo angekommen und in einem der führenden Hotels' abgestiegen. Da wir überflüssig abgerüstet waren, hatten wir kein Gepäck mit uns außer der kleinen Handtasche meiner Frau für das Nachtzeug. Ich sagte dem Empfangschef, ich wolle ein Doppelzimmer. Er gab mir das Fremdenbuch und — Gott vergib mir! — ich trug unsere richtigen Namen ein: Herr und Frau William Shakespeare. Der Empfangschef drehte das Buch um, sah es an, sah mich und dann meine Frau an. Dann übergab er mit einem geschmeidigen, süßlichen Schmunzeln dem Hausdiener den Schlüssel. Ich ging zum Zigarettenstand, und wie ich wieder am Empfangschalter vorbeikam, hörte ich den Empfangschef zu den Telefonangestellten sagen: „Junge, Junge, ich habe manchen Schwereönder gesehen, aber der da schießt doch den Vogel ab. „Herr und Frau Shakespeare! Ich möchte wissen, ob er wirklich glaubt, daß er uns dumm machen kann?“

1931, als ich krank in einem Militärhospital war, trugen sich zwei Vorfälle zu, deren einer ich wohl nie werde überwinden können. Ich war unter den Patienten, die zu dem alljährlich im Weißen Haus stattfindenden Gartenfest des Präsidenten eingeladen waren. Die Veranstaltung war feierlich, die Mascinapelle und eine Reihe von Wägendrängern waren da. Ich unterhielt mich glänzend bis zu dem Augenblick, als der Präsident ankam. Wie stellten uns auf, und endlich war auch ich an der Reihe. Jeder nannte einen Major, der neben dem Präsidenten stand, seinen Namen, der seinerseits dem Betreffenden Mr. Hoover vorstellte. Ich nannte dem Offizier ganz unbesangenen meinen Namen und bemerkte, daß sich ein Lächeln, das bis dahin aufmunternd gewesen war, in müdeige Beherrschung verwandelte. Er grüßte einen Gehirnpolizisten in Zivil zu und der Mann trat näher heran. Ich wurde dem Präsidenten ordnungsgemäß vorgestellt, und dann verwandte die sich auch Mr. Hoovers Lächeln von einem der Begehrigung in eines des Mißleids. Wie ich wegstarr, hörte ich ihn zu seinem Marinewachtch sagen: „Einige von diesen Fällen sind wirklich sehr traurig.“

Der andere Vorfall trat sich zu, als General Hines das Krankenhaus besichtigte. Ich besuchte gerade einen Freund in der Abteilung für Nervenkrankte, als der General hereinkam. In dem Augenblick legte ihm ein erschöpflicher Mann, mit einem schlackernden Blick in den Augen, die Hand auf die Schulter und fragte: „Wer sind Sie?“ Der General antwortete: „Warum? Ich bin General Hines.“ Worauf-

hin der Grobblöchtige lacherte und sagte: „Ach was, in ein paar Wochen haben Sie das überwinden.“ Eine Pflegerin zog den General hinaus. Ich folgte ihnen auf den Gang und der General, der grinsen hatte, daß ich den Zwischenfall beobachtet hatte, fing ein Gespräch darüber mit mir an. Nebenher fragte er nach meinem Namen. Ich war im Begriff, ihn ihm zu nennen, als ich mich wieder an den Vorfall im Weissen Haus erinnerte. Mir blieb nichts übrig, als zu sagen: „Ach, zum Teufel damit!“ und fortzugehen. Der einzige verbliebliche Zug bei diesem Vorfall war, daß die Pflegerin nach einem herzlichen Gelächter dem General die Cigarre erklärte. Ich traf ihn später und er klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Mein Sohn, ich mache Ihnen keine Vorwürfe.“

Ein anderes Mal wurde ich in Washington verhaftet, weil ich einen Wagen ohne Führerschein fuhr. Auf der Polizeistation belagte mich der Wachhabende mit sämtlichen in der Strafliste vorgehenden Strafen. Unglücklicherweise hatte ich nichts bei mir, um mich auszuweisen. Als man mich nach meinem Namen und Adresse fragte, wußte ich, daß weitere Entwicklungen daraus entstehen konnten, wenn ich zu schwandeln veruchte. Also nannte ich meinen richtigen Namen. Der Wachhabende drehte sich zu mir um und sagte: „Oh, ein Schlauputz, was? Sie haben wohl noch nicht genügend auf dem Reckholz und wollen noch den Espionmacher spielen. Sie können sich gleich hier den Kopf abhählen, bis Ihnen was Oeheriteres einfällt.“ Und ich küßte meinen Kopf bis zum nächsten Morgen ab, als ich Freunde erreichen konnte.

Eines Tages stellte ich eine Fernverbindung her, um mich wegen gewissen Wertpapiere zu erkundigen. Nachdem ich sechs Minuten über die Zeit gesprochen hatte, gab ich Kaufauftrag und nannte dem Makler meinen Namen und

Ansheit. Er bat mich, beides zu wiederholen, was ich tat, mit einem stehenden Gebet auf den Lippen. Der Ausbruch kam, wie ich befürchtet hatte, daß er kommen würde. „Hören Sie, mein Herr, ich habe keine Zeit für alberne Scherze, ich bin zu beschäftigt.“ Der Heber wurde eingehängt und ich blieb sitzen mit 3 Dollar 50 für ein nutzlos geführtes Gespräch und absolut keiner Möglichkeit, das zu betreiben.

Ein Freund wollte mir einmal das Kapitel in Alban zeigen und mich darin heraufzuführen. In den Aufzug, in dem wir standen, kam auch Gouverneur Smith herein. Mein Führer stellte mich Sr. Erzelenz vor. Wie er meinen Namen hörte, brach er in eines seiner herzhaften Gelächter aus und rief: „Der Witz ist gut, Jungens, kommt, nehmt eine Zigarre! Ich dachte immer, der Mann sei tot!“

Und so verläuft mein Leben — eine prärlische Lage nach der anderen, die eine lustig, die andere tief demütigend. Ich hoffe, mein eigenes fürchterliches Beispiel wird Eltern, die sich mit dem Gedanken tragen, ihre Kinder nach Unsterblichen zu benennen, als Warnung dienen. Wenn dein Name Edison ist, taufe das Kind nicht Thomas A.; ist er Nüchtlinge, taufe vorher ein Florence; und wenn er Washington ist, neme das Kind nur nicht George.

Was meinen eigenen Fall betrifft, so versuche ich zu lächeln, während ich tagtäglich mein Kreuz trage. Aber im Grunde meiner Seele wünsche ich herzlich, meine Eltern hätten mich Dorswald getauft.

(Uevertagung von Hans B. Wogensell.)

Tantchen

„Nächstens wird man Radiopparate kaufen können, die auch Bilder übertragen“, sagt Professor Technikus.

„Mit Nahmen?“ fragt Tante Anna.

Immer noch etwas von den Frauen

Apborismen von Alexander Kistner.

„Eine Frau kann nur ‚ideal‘ sein, wenn man das Ideal der Ehe nicht mehr verlangt.“

„Die ‚Eroberin‘ ist immer die Frau, die — kapituliert.“

„Zeigt sich eine Frau gereizt, dann ist sie nicht mehr — reizend.“

„Wenn Frauen sich ‚den Mund verbrennen‘, tut es meist — den andern nich.“

„Fast jede Frau ist eine Enttäuschung — manchmal sogar eine angenehme.“

„An Gott und die Frauen muß man glauben; wissen kann man nichts.“

„Wer da meint zu wissen, was ein Weib denkt, wußte nicht, was ein Weib denkt.“

Gefeit

Emma, Studienrats Angestellte, war im „Haus“. Frau Studienrat fragt sie, wie es ihr gefallen habe.

„Ach, wißense, das is ja ganz hübsch im großen und ganzen, aber das Geddn (Gretchen) vrschied ich nich. Auf einen miednen Tollbart wär ich nicht eingefallen.“

Das Porträt

„Für den Betrag, den Sie von dem Maler Koller gut haben, hat er also ein Porträt von Ihnen angefertigt? Das sieht ihm ähnelich!“

„Aber leider nicht mit!“

Anfänge

„Als ich mich selbständig machte, hatte ich nichts als meine Intelligenz.“

„Ja, man glaubt es nicht, aus was für kleinen Anfängen sich mancher herausarbeitet.“

F. S.

Taktlos

Hausvater: „Nun, wie gehts mit dem vierhändigspielen — meine Tochter kommt wohl leicht aus dem Takt?“

Klavierlehrer: „D mein — bis jetzt ist sie noch gar nicht dem gewesfen.“

F. S.

Schnaps

Gefängnisbeamter: „Jedenfalls ist es Ihre Leidenschaft für Schnaps gewesen, die Sie wieder einmal hierher gebracht hat!“

Vagabund: „Sie irren, Herr Wächmeister! Wenn ich einen Schnaps trinken will, gehe ich ins Wirtshaus und nicht hierher!“



Skizze

Max Mayrhofer

DER BRUCKENWIRT

„Du hast kein Grund, aber schon gar kein auch zu mir dies?“ sagen! Weiss wohl ich, so a Wert nehmet i it amal ins Maul und du, du heascht fortwas an Mütterschen!“

„I sag was wohl ich! Und it mehr! Gar it meahr!“

Der Streit war da... „Und wie die zwei auseinander bringem?“ denkt sich der Bruckewirt z' Auffing.

„I sag was wohl ich?“ sagt der eine wieder, „weil man dies sagen darf!“

„Und i sag dies sich verlogen und überhaup dies Wort! Da über möcht i gar it reden!“

„Na, nachher höchs scho wieder auf auch!“ sagt eh der Bruckewirt, „weils doch kein Wert hat, es hat's ja niemand g'hört!“

„Und wenns hundertmal niemand g'hört hat, g' sagt hat er's doch, und i? Bin i vielleischt niemand ders g'hört hat! Ha, i?“

„Von die red't niemand“ sagt wieder der Bruckewirt.

„Von wem red't man nachher, wer sich denn da überhaupt g'meant g'wee? I, niemand anderer alle! Ha eh tät mir der auch noch wogelangen wer g'meint g'wesen is!“

„Ja du ganz schöner du, bist denn du auch noch a Wert, i bin g'meint g'wesen, aber soust schon gar niemand als i, dies käm ja allweil no netter, zurest meint mi der und eh, eh käm der scho“ Bruckewirt daher und soget, i, i wär gar it g'meint g'wesen...“

„Was sagst eh du do dazu?“

„I sag was wohl ich! Und it mehr! Gar it meahr!“

„Hast mi g'meint oder hast mi it g'meint? Weil der meinst du häst mi gar it g'meint!“

„Verstehst Wert, wenn mi der was heascht, nachher meint der mi, mi ganz allein und über's haup's...“

Da ist dann der Wert schnell auf d' Eriten. Dadurch ist der Maßkug an dem andern sein Kopf zerpeungen. Der Ander ist dann über'n Tisch rüber und hat an Wert packt... Warum bleibst denn du it stehn?“ Und der erste hat dann mitgeholfen... bis dann die Wertin kommen ist. Da sind s' nachher aufg'standen die zwei und haben an Wert auf Bank nau' g'legt.

Jeder hat neun Halbi g'habt, dies macht für joden zweimarkscheschni, dies habens auf'n Tisch hin g'legt — d' Wertin hat g'rad a Wasser g'holt draussen, zum abspülen von ihrem Mann — also drum habens das Geld, grad recht, auf'n Tisch g'legt und sind gangen...“

Draussen, auf der Straße, sagt der eine zum andern: „Der Bruckewirt, ha?“ Da sagt der ander zum einen: „Ja, der Bruckewirt?“ Und nebeneinander sind s' dann zum Kirschenwirt gangen, die zwei.

Einfach

„Gegen Ihre Keantheit kann ich Ihnen nichts verschreiben, die ist erblich. Mein Honowar beträgt zwanzig Mark.“

„Wenn die Keantheit erblich ist, dann schickn Sie die Rechnung meinen Ueigroszpaten.“



Tanzfigurine

Gustav Rheinen

Der Bescheid

Vor Friedrich dem Großen führte eine Dame Klage über ihren Gatten. „Mein Mann benimmt sich für einen Edelmann skandalös“, sagte sie. „Er ist tagelang außer Haus und wenn er daheim ist, behandelt er mich schlecht.“

Der König, dem die Bittstellerin auf die Nerven ging, entgegnete kurz: „Madame, das geht mich nichts an!“

Man glaubte die Frau, einen Triumph gegen ihren Gatten auszuspielen. „Er beschimpft auch Seine Majestät“, erklärte sie.

„Meine liebe Frau“, beach der Monarch das Gespräch ab, „das geht weder Eie nichts an!“ K. L.



DEINE KAMERA

GEHT GELD VERDIENEN

Ein zeitgemäßes Buch für jeden Fotoamateur mit 100 Adressen für den Bildabsatz. Preis 75 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Das Winterfilmbrot ist die lebendigste
Wille des geschnittenen Volkes zur Selbst-
hilfe und das mächtigste Hindernis
zur Weltgenussfahrt.

Brüf im 4. Winterfilmbrot wird
das düstere Volk bewußt, daß es
brennt ist, für die Befreiung des Feindes
und den Bräutern die größten Opfer
zu bringen.

Gilgenfeldt
Anisfeldt aufgezogen W.H.W.

I,6

Rom

Zwei Eathen stehen auf der Lieberbrücke.
„Wie heißen das da?“ fragt der eine.
„Wassn?“
„Der Fluß da!“
„Das weiß ich nich. Bei uns deheime nennen
mensch dâ Bleisse.“ K. M.

Ehrlichkeit

„Es gibt heutzutage keine Ehrlichkeit mehr“,
seufzt Frau Schinddiel.
„Mein Mädchen ist mit zwei Essigdeckchen
aus acht Bräutler Essige durchgegangen, die
ich mit Mühe und Not über die belgische Grenze
geschmuggelt hatte.“

Liebe Jugend

In einem Anfaß, in dem ein kleines Mädchen
sich bemüht, recht anschaulich davon zu erzählen,
wie es einem Liebhaberinnen zusehen hat, das
einen Kiefernzapfen zerhackte, schreibt es den
Satz:

„Es gebrachte seine Hände wie
Pfötchen.“ B. W. K.

Meteorologisches aus der Instruktionssunde

Bei Behandlung der für den Schiedienst zu
beachtenden Witterungsverhältnisse, stellt er
daraufhin auch die Frage: „Schöne Müller
wo ist Noeden?“ Und dieser, ganz auf die
„Witterungsverhältnisse“ eingestellt, antwortet:
„Das kommt ganz auf die Witterung an, Here
Feldwibel.“ B. W. K.

Vor dem Richter

„Sie haben dem Kläger eine Dose
gegeben, daß es ihn vor den Augen flümmerte!
Was können Sie zu Ihrer Entschuldigung
angeben?“
„Der Kläger ist Kineoperateur und daher
das flümmern vor den Augen gewöhnt, Herr
Richter!“

Ähnlichkeit

„Mit dem Steinezahlen ist es wie mit dem
Sterben!“
„Wieso?“
„Na, bei den anderen kommt es einem ganz
selbstverständlich vor!“

Dunkel

„An welcher Krankheit ist eigentlich Poller
gestorben?“
„Das weiß ich nicht!“
„Ein — Poller war immer konsequent!
Man wußte auch nie, von was er lebte!“

Scharf es auch den Kindern ein:

Abends als Letztes **Chlorodont**



BÜCHER

„Der Berg der Liebenden“. Erlebnisse eines jungen Deutschen von Walter Seidl. (Verlag Julius Kittl Nachfolger, Leipzig-Berlin.)

Die Entwicklungsgeschichte eines jungen Sudetendeutschen wird in den spannendsten Phasen aufgerollt. Sie hebt an mit dem Beginn des Krieges und diese Ereignisse, vor allem der Heldentod des Vaters geben einen ersten Hintergrund und dann die Herauskristallisierung des völkischen Gegensatzes zwischen Deutsch und Tschechisch schafft eine Basis tragischer Momente; sie klingen an in den Jahren der Schulzeit, der Militärrealschule und erweitern sich in der höheren Schule; zunächst eine typische Schulsechichte, aber abgesehen von dem Hintergrund der hereinragenden geschichtlichen Ereignisse sind die Geschehnisse nicht nur mit feinem psychologischen Verständnis, sondern aus so viel frischer Freude geschildert, daß man mit gespanntem Interesse den Werdegang des jungen Studenten in der französischen Grenzstadt Grenoble verfolgt.

Hier weiß der Autor den latenten Gegensatz zwischen französischem und deutschem Wesen so unauffällig in die Geschichte einer Liebe zwischen Hermann, dem deutschen Studenten und Germaine, einer an modernen Ideen orientierten jungen französischen Aristokratin hineinzuverflechten. Die alltägliche und ewig neue Geschichte einer Liebe erhält so eine spannende Note von charakteristischer Prägung.

Unvergleichlich wie lebendig, wie sicher aus dem Vielerlei der internationalen Universitätsstadt mit östlichen und fernöstlichen Studententypen sich die beiden jungen Menschen herausheben, sich gegenseitig formen, sich in ihren Gegensätzen in wahrer echt menschlicher Tiefe entgegenstreben und ergänzen, sich begeistert lieben und doch am Ende Abschied nehmen müssen. Sie müssen Abschied nehmen, weil ein nach französischer Auffassung mögliches Dreiecksverhältnis ehelicher Gemeinschaft den Deutschen zu tragischer Spannung führt. Die fluchtartige Rückkehr in die noch drängenden chaotischen Verhältnisse seiner Heimat lassen diese tragische Spannung erst recht aufklingen und der durch einen mehr konstruierten Zufall motivierte Tod des mit so großen Hoffnungen begonnenen Lebens bringt keine begründete Lösung. Der schwache Ausklang der Geschichte beinträchtigt zwar das Ende der Lektüre dieses jungen Menschenschicksals, aber der Gesamteindruck einer bewetzten durch die Nachkriegsverhältnisse bedingten Entwicklung einer neu sich orientierenden Jugend ist lebendig und tief genug, daß der Leser, vor allem die Jugend, zu den vom gleichen Verfasser erschienenen Büchern greift, weil sie in denselben nicht nur einen interessanten Unterhaltungsstoff findet, sondern tief gehende Anregungen in der Richtung des immer mit neuen Impulsen sich offenbarenden deutschen Idealismus, der gerade in der Bedrängung durch fremde Nationalität zu beispielhafter Größe sich entpinnert.

Dr. C. Zimmermann

„Handschrift und Schicksal“. Ein graphologischer Wegweiser von Heinrich Maria Tiede. (Falken-Verlag Erich Sicker, Berlin-Schildow.)

Seit L. Klages die wissenschaftliche Grundlage für die Handschriftkunde geschaffen, drängt das Interesse für das Studium der Handschriften immer mehr in weitere Kreise. Eine gründliche Durcharbeitung von Klages großen Werken ist jedoch dem durchschnittlich gebildeten Leser vielfach für den Anfang versagt. Erst eine richtige Orientierung über die wesentlichen Fragen der Handschriftkunde und deren Anwendung bei der Deutung der Handschriften läßt falsche Vorstellungen und Voreingenommenheit überwinden und den Weg frei machen zu den schwierigen Problemen handschriftlich fundierter Charakterkenntnis. Von den vielen Versuchen, eine derartige werkbereitete Einführung zu geben, sind nur wenige geglückt.

Eine solche erfreuliche Ausnahme bedeutet auch Karl Maria Tiedes graphologischer Wegweiser. Man fühlt sich von der Lektüre dieses Wegweisers um so mehr angesprochen, als man zuerst mit einigem Bedenken den stolzen Titel „Handschrift und Schicksal“ in der negativen Richtung wahrsagender Handschriftendeutung vermutet. Aber schon das einleitende Kapitel klärt die richtigen Zusammenhänge auf, die zwischen individueller Handschrift und Schicksal bestehen. Die nachdrückliche Betonung, daß Schicksal in erster Linie das Auswirken der in der menschlichen Natur verankerten Kräfte bedeutet, zeigt, wie der Verfasser von falscher spekulativer Deutung des Schicksalsbegriffes abbrückt und den Blick entschieden auf den wahren Kern der so oft verkannten Schicksalsfrage richtet. Diese Grundanschauung wird vertieft in einer nach von Klages gegebenen Darstellung über den so oft mißbrauchten Begriff von Charakter. Ohne viel theoretischen Ballast wird an einem überzeugenden Beispiel der innere Aufbau eines typischen Charakters entwickelt und das Spiegelbild der Handschrift gegenübergestellt. Nun folgt eine übersichtliche Einführung in die eigentliche Arbeitsmethode bei der Deutung eines Schriftbildes. Die sich in Merkmalgruppen kristallisierenden Charakterzüge werden in wesentlichen Gesichtspunkten angeführt, so daß der Leser sich in die weiteren Abschnitte mit wachsendem Interesse vertieft. Das Werden der Persönlichkeit im Spiegel der Schrift lernt er so verstehen. Die Beziehung zur Umwelt, die Entwicklung seiner Bildungsbestrebungen, die Eignung für den Beruf, die leitbildnerische Einstellung auf reale oder ideale Ziele erfahren an geeigneten kurzen Schriftbeispielen ihre entsprechenden Erläuterungen.

Die informatorischen Angaben über Verbrechen und Krankheiten in der Handschrift haben mehr eine beschränkende Bedeutung. Dagegen verdient mehr Beachtung die Ausführung über die schriftbildnerische Auswirkung von Charakterzügen, die Melancholie, Pessimismus, Neigung zu Stürmen des seelischen Gleichgewichtes begründen und an die Grenzgebiete der Psychopathologie führen. Anregend ist die Auffassung über Liebe in der Handschrift, die eine kurze Zusammenfassung von einer ausführlichen Schrift des Verfassers über dieses ebenso theoretisch wie praktisch wichtige Thema der Graphologie enthält.

Dieser Hinweis auf den Inhalt des graphologischen Wegweisers soll den Leser überzeugen, daß es kein anmaßendes Unterfangen ist, von Handschrift und Schicksal zu reden, sondern die Anregungen weisen, wie der Verfasser von seiner Absicht im Schlußkapitel sagt, auf die eigenen Schriftbilder hin, die am besten offenbaren, wo der Grandstock seines Wesens und wo das Gesetz im Menschen steckt, nach dem zu leben es sich allein lohnt.

Diese Absicht hat der Verfasser auch erreicht um so mehr, als er versteht, seine Ausführungen in dem Streben nach Erkenntnis wahrer echter menschlicher Zusammenhänge an einfachem schriftbildnerischem Material zu unterstreichen und dabei ohne das gelehrte, das Verständnis eines weiten Leserkreises oft erschwerende Rüstzeug eine einfache und doch warme lebendige Sprache zu führen weiß.

Dr. C. Zimmermann

John Habberton: „Helenes Kinderchen und anderer Leute Kinder“ mit 32 Bildtafeln und einem Nachwort von Ruth Schaumann.

Das liebe alte Buch von den beiden holden Rangen Bob und Teddi, neben Mark Twains unsterblichem Tom Sawyer wohl eines der schönsten Bücher über Kinder — Philipp Reclam jun. hat es neu herausgebracht mit Bildern von Ruth Schaumann. Da kaum anzunehmen ist, daß es gebildete Menschen gibt, die dieses köstliche Buch nicht kennen, genügt es zu sagen, daß die bekannte Münchener Dichterin und Graphikerin ihren Illustrationen jenen feinen Reiz verleihen hat, der allen ihren geschriebenen und gezeichneten Werken eigen ist und der hier vielleicht, wo es sich doch eigentlich um ein paar recht handfeste Kerle handelt, fast zu ätherisch wirkt. Gleichviel, das alte Buch wird in der schönen neuen Aufmachung alle Freunde und Verehrer von Helenes Kinderchen noch einmal gewinnen und begeistern.

AVIS

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

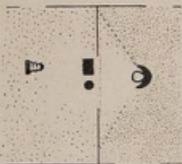
mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jähr. RM. 3.—, jähr. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60





Die Foto-Silhouette

Wußten Sie schon, daß man auch auf fotografischem Wege recht wirksame Silhouetten herstellen kann? Und daß dies so einfach ist, daß auch Sie solche Fotos mit der einfachsten Kamera fertigbringen?

Die Sache ist so: Wie es die Skizze zeigt, wird im Türrahmen zwischen zwei Zimmern ein weißes Tuch, etwa ein Laken, gespannt, das von dem einen Zimmer aus mit der Heimplampe angestrahlt wird. Als Heimplampensatz kann evtl. eine Glühlampe von 100 oder 200 Watt oder auch Blitzlicht gelten.

Im anderen Zimmer stellen wir unmittelbar vor dem Laken die zu fotografierenden Gegenstände auf. Wir haben nun weiter nichts zu tun, als scharf einzustellen, eine entsprechende Blende wegen ausreichender Tiefenschärfe zu wählen und so kurz zu belichten, daß keine Grautöne auftreten können. Als Anhaltspunkt mag bei panchromatischem Material und der Nitrophot-S-Lampe für Blende 8 $\frac{1}{16}$ Sekunde, u. U. auch noch kürzer, gelten.

Selbstverständlich hat die Foto-Silhouette nichts mit dem Scherenschnitt zu tun. Denn wir werden schon rein äußerlich hier und da Feinheiten erfassen, die der Scherenschnitt nicht geben kann. Besondere Reize treten bei der Foto-Silhouette durch Zwischenräume auf, die wir hier und da gewissermaßen als Akzente antreffen. Man soll diese Grautöne durchaus betonen und nicht durch Reusche beseitigen. Denn sie sind in unserem Falle recht belebend, wenn sie hier und da auftreten.

Die Aufnahmen werden auf hartem Papier kopiert und vergrößert. Denn wir müssen ja darauf Wert legen, daß die schwarzen Töne satt und tief erscheinen. Zum Abschluß gibt man dem Bilde einen schwarzen Rand oder man deckt es vom Rand her ein Negativ etwas ab, so daß es frei auf einer weißen Fläche steht.

Film und Foto

Im Kreise der Kino-Amateure ist häufig die Meinung vertreten, daß sein „Konkurrenz“, der Foto-Amateur, seine fotografische Tätigkeit in keinem Punkte mit sich vergleichen könne. Der Foto-Amateur erscheint hier vielfach als ein recht bequemer Anhänger der Fotografie, der nichts weiter tut, als daß er sein Album nach und nach mit seinen Erzeugnissen füllt. Auf der



anderen Seite ist eine parallel gerichtete Meinung oft beim Foto-Amateur zu treffen, der vom Film-Amateur sagt, daß ihm die Entwicklungsanstalten der Filmfabriken eigentlich die ganze Arbeit abnähmen und er dadurch ein furchtbar einfaches Arbeiten habe. So erscheint der Kino-Amateur hier oft als „Salontograf“, der mit raffinierten und ebenso teuren Mitteln schafft. — Wer von beiden hat nun in seiner Ansicht recht? Antwort: Keiner!

Den keiner von beiden hat sich die Mühe gemacht, einmal nachzusehen, worin die besonderen Merkmale ihrer eigenen und der irdenen fotografischen Betätigung bestehen.

Da wäre zunächst zu sagen, daß für den Foto-Amateur die Gestaltung mit Lichtwerten im Vordergrund steht. Für den Kino-Amateur wird die Gestaltung der Bewegung das Hauptmoment, wenn sie sich freilich auch auf lichtgemäße Grundlagen aufbaut. Beide Motive sind grundverschieden. Und damit allein ergibt sich bereits auch für die beiden fotografischen Darstellungsformen eine jeweils verschiedene Auffassung, Technik und Wiederkonform. Wenn man hier tiefer sieht, wird man vor beiden Achtung haben müssen.

Die Wiederzube der Bewegung im Film verlangt nach einem Gefühl für die Gestaltung dramatischer Zusammenhänge. Jede Bewegung ist als Dreiklang zu analysieren; die Vorbereitung oder Einführung vermittelt den Kontakt, die Verkettung verschiedener Ereignisse bringt die Problematik und

steigert sie bis zum Höhepunkt, dem Lösung und Abklingen folgen. In der Verkettung liegt die Hauptaufgabe. Hier kommt es auf einen entsprechenden Filmschnitt an, auf ein richtiges Aneinanderfügen der einzelnen Szenen. Wechsel in der Perspektive, in Groß- und Totalbild, in der Beleuchtung und in der Bewegungsrichtung geben dem Ganzen schließlich seine Lebendigkeit. Das Schaffen des Film-Amateurs liegt also insbesondere im Inhaltlichen. Die Vielgestaltigkeit des Lebens will in eine immer neue Form gebracht werden.

Der Foto-Amateur aber bemüht sich um die Meisterung des Lichtes, der Gestalt und der Linie. Mit diesen drei Bausteinen bewältigt er seine Aufgaben. Das gelingt nicht durch bloßes Knipsen, sondern durch eine Erfassung unter besonderen Gesichtspunkten und durch eine sorgsame Ausarbeitung unter dem Vergrößerungsapparat neben anderen Dingen.

Der Foto-Amateur muß nach Hell-Dunkel-Verteilung werten. Denn sein Bild baut sich ja auf Helligkeiten auf. Und erst wenn mit diesen Mitteln eine geschlossene Herausarbeitung des eigentlichen Motivs gelangt es an die Einrichtung des Albums, wo auch wieder besondere Gesichtspunkte der Zusammenstellung einer Serie, als ein geschlossenes Ganzes zu gelten haben.

Wir wollen also jede Form aus ihren Grundlagen heraus verstehen. Erst hiernach wird eine gerechte Beurteilung möglich sein.

gl-t

Er will nicht mehr!

Weps



Weps

Belgien: „In diesem Orchester will ich nichts mehr zu schaffen haben“.